

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 262 (1989)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute

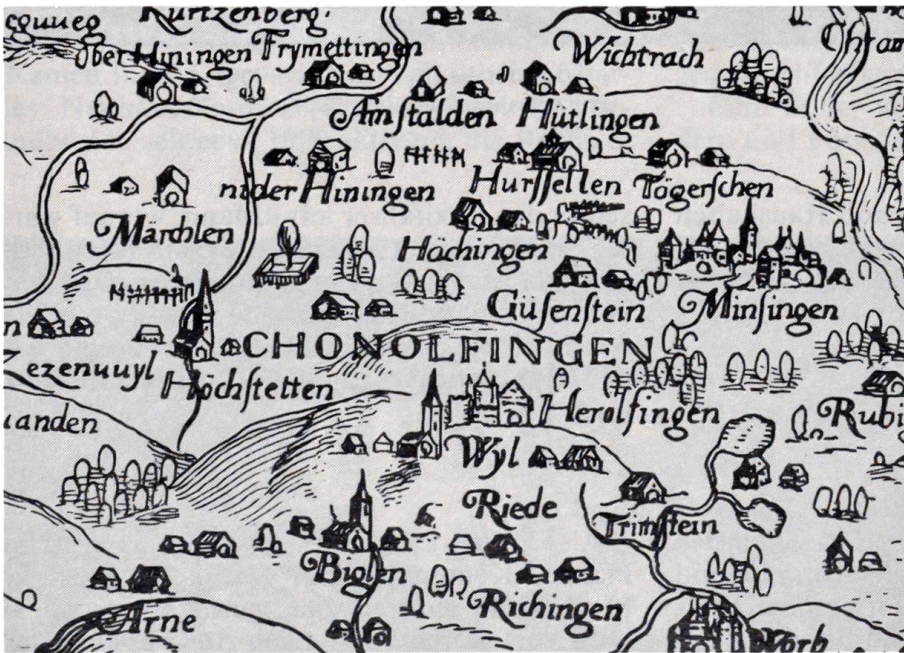
Konolfingen

Die zwei Konolfingen

Dass es viele Orte mit gemeinsamem Namen gibt auf der Welt, ist bekannt: mindestens zwei Affoltern, mehrere Langnau, viele Stalden schon nur in der Schweiz. Und nun soll es auch zwei Konolfingen geben?

Wir kennen natürlich nur das *eine* Konolfingen mit der Postleitzahl 3510, das grosse Zentrum am Berührungspunkt zwischen Aaretal und Emmental. Geographisch oder postalisch

gesehen ist also unsere Überschrift falsch. Sie ist aber sehr berechtigt, wenn man die Sache historisch betrachtet. Ein Blick in die Geschichte unserer Landschaft zeigt uns, dass es tatsächlich ein uraltes Konolfingen gibt, das zu unterscheiden ist vom heutigen Konolfingen. Dieses, die bedeutende Ortschaft, ist keineswegs das moderne, langsam zur jetzigen Grösse gewachsene Alt-Konolfingen, sondern recht eigentlich eine Neuschöpfung unabhängig vom alten Konolfingen. Dass heute die beiden Konolfingen zusammenhängen und somit wirklich nur noch eines sind, verdanken wir dem Neu-Konolfingen, das sich in den letzten Jahrzehnten ausgedehnt hat bis zur Berührung mit dem alten Dorf.



Der Berner Stadtarzt Thomas Schoepf († 1577) schuf die erste umfassende Karte des bernischen Staatsgebietes. Sie mutet uns absonderlich an, um nicht zu sagen primitiv.

Aber sie enthält wertvolle historische Informationen. So erkennt man rechts des Namens Trimstein zwei heute verschwundene Weiher. Über dem «Ch» von Chonolfingen ist der alte Sitz des Landgerichtes dargestellt: eine umfriedete Linde. – «Märchlen» meint übrigens das heutige Mirchel, «Hächingen» das heutige Hötschigen.

(Photo Christian Buri, Konolfingen)

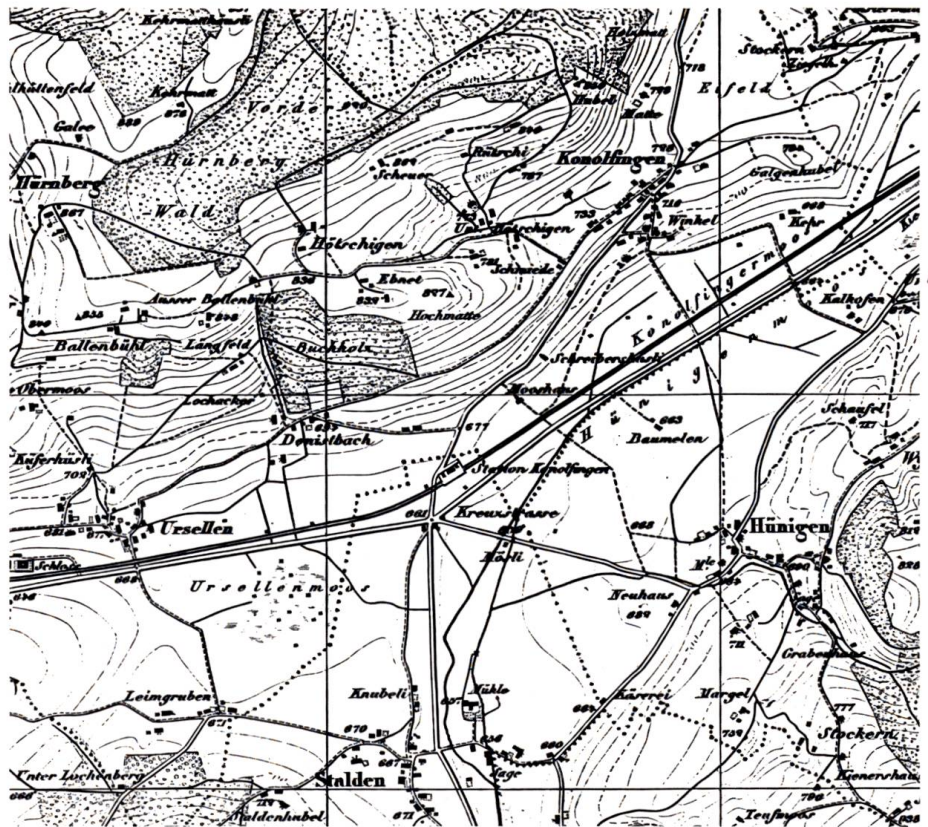
Das alte Konolfingen

Es ist gut, sich vorerst einen Überblick zu verschaffen. Unser Hausberg, der bekannte Aussichtspunkt Ballenbühl, gibt uns diese Schau in eindrucklicher Weise.

Vor uns geht es eine steile Halde hinunter – fast 200 Meter beträgt der Höhenunterschied. Unten am Hang liegt ein Bauernweiler, Ursellen. Gleich hinter den Häusern beginnt eine recht grosse Ebene, offen-

sichtlich von den Bauern ganz intensiv bebaut. Jenseits des ebenen Landes, wo das Gelände wieder anzusteigen beginnt, liegen wieder Höfe: die kleine Gruppe Leimgrube, und weiter links die alte Dorfschaft Stalden. Diese weist noch die rein bäuerliche Bauweise auf; aber herwärts beginnen die moderneren Gebäude, die das alte Stalden nahtlos mit dem heutigen Zentrum Konolfingen verbinden. Dieses sehen wir von unserem Standort aus nicht vollständig, wohl aber erkennen wir hinter den modernen Wohnblöcken, Industriebauten, Schulhäusern und Sportanlagen ausgedehntes flaches Gelände, das sich nach Osten zu den Blicken entzieht, verdeckt von der Schulter unseres Ballenbühls und seiner östlichen Ausläufer. Aber jenseits dieser grösseren Ebene stellen wir die gleiche Erscheinung fest wie vorhin beim Ursellenmoos: An den Hang geschmiegt liegen wiederum bäuerliche Siedlungen. Wir erkennen Freimettigen und weiter links Niederhünigen. Wollen wir nach weiteren solchen Weilern rund um das Flachland von Konolfingen Ausschau halten, so müssen wir wohl oder übel unsern Standort verlassen. In östlicher Richtung an den Höfen von Ballenbühl vorbei – die altbekannte Wirtschaft ist nicht mehr in Betrieb – gelangen wir zu den Gütern von Hötschigen und weiter zu unserem *alten* Dorf Konolfingen: es ist nun das letzte in der Runde um die weite Talsohle.

Keine der erwähnten Siedlungen liegt in der Ebene; alle wurden sie an den Hang gebaut.



Das früheste Blatt der Siegfriedkarte 1:25000 für unsere Gegend kam 1871 heraus. Die Bahn von Bern nach Langnau fährt bereits (seit 1864); die Strassen wurden schon in den fünfziger Jahren erbaut, nachdem die Möser entsumpft waren. Aber vom heutigen grossen Dorf Konolfingen verzeichnet die Karte nur gerade den Bahnhof und die drei Häuser am Strassenkreuz.

Konolfingen allein liegt deutlich weiter oben auf einer alten Moränenkante, die dem Hürnbühl vorgelagert ist, so dass ein kleines, windgeschütztes Tälchen schönes, gelegames Kulturland anbietet. Nordwärts öffnet sich das Gelände gegen Grosshöchstetten und damit gegen die «Pässe» ins Emmental, vorab das Bigental. Man darf ruhig sagen: das alte Konolfingen liegt auch «strategisch» richtig.

Der Name

Bei der Aufzählung von Örtlichkeiten im vorstehenden Abschnitt kommen einige vor

mit gleicher oder fast gleicher Endung: Konolfingen, Hötschigen, Hünigen, Freimettigen. Ziehen wir den Kreis weiter, so stossen wir auf überraschend viele solcher Namen: Ämligen, Häutligen, Münsingen, Rubigen, Allmendingen, Vielbringen, Richigen, Herolfingen – die Liste liesse sich beliebig erweitern. Nun sagen uns die Sprachforscher folgendes: Alle diese Namen sind alemannischen Ursprungs. Und zwar enthält der Anfang des Wortes immer einen Eigennamen. Gelegentlich erkennen wir diesen sogleich oder ahnen eine mögliche Grundform. So trauen wir unsern alemannischen Vorfahren ohne weiteres zu, den Namen «Herolf» verwendet zu haben; wir neigen sogar dazu, den ursprünglichen Sinn des Namens als «Heerwolf» zu deuten. Bei mehreren der Beispiele erkennen wir den zugrunde liegenden Eigennamen nicht mehr sicher oder überhaupt nicht mehr. Das verwundert nicht; denn seit jene Alemannen sich hier angesiedelt haben, sind gut und gern 1300 bis 1500 Jahre vergangen. In dieser Zeit hat neben vielem anderem auch die Namengebung geändert, wobei in einem ersten Schub – zur Zeit der Christianisierung – wohl einige der gewaltstrotzenden Heidennamen verschwunden sind. – Hie und da hat der Sprachgebrauch den ursprünglichen Namen aus Missdeutung verändert; so hat der Name Allmendingen nichts mit einer Allmend zu tun, ebensowenig wie Amsoldingen mit einer Amsel. Die namengebenden Alemannen hiessen: «Alwant» und «Answalt»; als diese Namen nicht mehr bekannt waren, wurde durch den Volksmund die missverständliche Änderung vorgenommen.

Die Endung *-ingen* oder *-igen* bezeichnet nun die Leute des Namengebers. Also: Konolfingen ist der Ort, wo die Leute des Konolf oder Kuonolf (oder vielleicht «Kühnwolf») wohnen. Das können primär die Verwandten sein, die Kinder und Kindeskinde; es können aber auch nicht verwandte Leute sein, die in irgendeinem sozialen oder ökonomischen Abhängigkeitsverhältnis zum «Herrn» stehen: Dienstpersonal, Gefolgsleute, ja auch die bei der Landnahme vorgefundene einheimische Bevölkerung.

Das alte Dorf Konolfingen hat noch heute eigentlich nur zwei Strassen. Die eine ist die Überlandverbindung von Thun nach Burgdorf. Dort, wo diese Strasse die Hangkante schneidet, mündet von Westen her die sogenannte Oberdorfstrasse in die Burgdorfstrasse. Im spitzen Winkel zwischen diesen beiden Strassen steht ein Haus, das den Namen «Landstuhl» trägt.

Aus einem Plan aus dem Jahre 1804 ist ersichtlich, dass damals die Strassen auch schon bestanden, aber viel weniger breit waren. Vor dem Hause gab es da ein respektabel grosses, dreieckförmiges Stück Land – und dieses Stück trägt zwei Inschriften: «Landstuhl» und «Allmend». Und mitten in der Anlage ist ein Baum gezeichnet. Der Berner Historiker Egbert Friedrich von Mülinen meldet 1881 (in seinen «Beiträgen zur Heimatkunde des Kantons Bern»), dass der «derzeit abgegangene» Baum eine Linde gewesen sei.

Unter dieser Linde wurde von Zeit zu Zeit an einem bestimmten Tag ein Stuhl aufgestellt, der Sitz des Landrichters, der über die schweren Verbrechen richtete. Inhaber dieser höchsten Gerichtsgewalt war das Reichsoberhaupt selber, der Kaiser oder König. Die Grösse des Reiches machte es undenkbar, dass der höchste Richter in Person Recht sprach; er delegierte diese Aufgabe an einen Beamten des Reiches, den Landgrafen. Aber auch diese Landgrafschaften waren meist so gross, dass sie in Unterbezirke aufgeteilt werden mussten. – Die Landgrafschaft Burgund (mit «Burgund» muss man aufpassen; dieser Begriff meint in verschiedenen Zeiten so viel Verschiedenes!) umfasste 1406, als die Stadt Bern das Landgrafenamt von den Kiburger Grafen übernahm, die zwei «Landgerichte» rechts der Aare, nämlich Konolfingen und Zollikofen, sowie die zwei links der Aare, nämlich Seftigen und Sternenberg. Nun sass also der Schultheiss von Bern an des Kaisers Statt, wie es z. B. am 11. Juli 1426 der Fall war, «do ich (nämlich Rudolf Hofmeister, Schultheiss zu Bern) ze Konolffingen / under der linden an rech-

ter gewonlicher geding
statt / des landgerichttes
da selbs In namen und
an statt miner genedigen
Heren von Bern / offen-
lich zegerichte sass».

Wenn wir vorhin auf-
grund des alemanni-
schen Namens vermutet
haben, der Hof und das
spätere Dorf Konolfing-
gen seien zwischen dem
6. und 8. Jahrhundert zu
ihrem Namen gekom-
men, so können wir uns
auch fragen, seit wann
Konolfingen der Sitz des
Landgerichtes gewesen
sei. Auf Jahr und Tag
kann man das nicht fest-
setzen; es scheint aber,
dass unsere Landge-
richte und ihre Namen
ins früheste Mittelalter
zurückgehen. Vielleicht
stellen sie sogar die An-
fänge – für uns sind es
Überreste – einer «staat-
lichen» Organisation der eingewanderten Ale-
mannen dar.

Wir müssen uns vergegenwärtigen, dass die
alemannischen Siedler keineswegs als Eroberer,
als Mordbrenner in unser Land kamen. Ale-
mannische Raubzüge hatte es wohl gegeben
zur Zeit der Römerherrschaft, als diese zu
schwach geworden war, die Grenzen gegen die
Barbaren zu schützen. Seither waren aber
Jahrhunderte vergangen; die Römer waren ab-
gezogen, und in der ehemaligen römischen
Provinz Gallien hatte sich das Reich der Fran-
ken etabliert. Die Franken kontrollierten seit
ungefähr 530 unser Land, so dass sich die ale-
mannische Einwanderung von da an (und das
heisst: zur Hauptsache) unter fränkischer
Kontrolle vollzog. Es gab daher kein «Ale-
mannenreich» in unserem Lande, nicht einmal
ein selbständiges Herzogtum. Wohl aber gab
es – unter fränkischer Hoheit – eine Art ale-



Der «Gruss aus Konolfingen-Stalden» (kurz nach 1900) zeigt lauter «moderne» Häuser. Vorherrschend waren damals Bauten mit einem einfachen Satteldach. Wo ein kleiner Gerschild vorkommt, wie beim Siedereigebäude, ist das als Konzession an die traditionelle ländliche Bauweise zu bezeichnen. Grosse Mode waren reiche Verzierungen an Lauben und Dachrändern.

(Photo vom Dorfmuseum Konolfingen zur Verfügung gestellt)

mannischer Selbstverwaltung. Dazu kann die
Einteilung in Landgerichte gehört haben.
Noch eines ist zu beachten: ursprünglich wa-
ren die Landgerichte kaum geographisch defi-
niert. Sie waren eher Personalverbände; diese
umfassten nur die freien, waffenfähigen Män-
ner – will sagen: die eingewanderten Aleman-
nen.

Das Dorf

Wir haben bewusst weit ausgeholt, um die
Bedeutung Konolfingens in alten Zeiten dar-
zutun. Das war unter anderem deswegen nötig,
weil man heute nichts mehr davon sieht. Das
einzige, das an die Zeiten des Landgerichtes
erinnert, sind einige Flurnamen: der schon er-
wähnte «Landstuhl» und der «Galgenhubel»
einige hundert Meter östlich des Dorfes. Wir

möchten, ohne dass wir es vorläufig begründen können, zu den Spuren alter Rechtshandhabung auch den Wegnamen «Hohsträss» zählen (der Weg führt von Ursellen direkt ins alte Konolfingen hinauf).

Das ist wenig. Wir wissen nicht einmal, wie der eigentliche Landstuhl, der Sitz des Richters, ausgesehen hat. War es ein hölzerner Stuhl, der von einem Gerichtstag zum andern in einem benachbarten Haus aufbewahrt wurde? War es ein von Mal zu Mal eigens gezimmerter Sitz, oder gab es sogar – wie andernorts bezeugt – gar einen steinernen Landstuhl? – Dass bereits 1881 die Linde «abgegangen» war, verdanken wir ohne Zweifel dem Strassenbau (wir «verdanken» ihm noch vieles!)

Was es nie hatte im Dorfe Konolfingen, das immerhin mehr als 1000 Jahre lang der Ort wichtiger Verhandlungen war, das war ein

Haus oder auch nur ein Raum für die Landgerichtsverwaltung. Da konnte man sich nicht über Bürokratie und Papierkrieg beklagen! In alter Zeit spielte sich das ganze Verfahren mündlich ab: mündlich wurde aufgeboten, Anklage und Verteidigung erfolgten mündlich, und auch der Urteilspruch wurde erst in bernischer Zeit schriftlich fixiert.

Dieser völlige Mangel an sichtbaren Verwaltungseinrichtungen machte Konolfingen zu einem Bauerndorf wie alle andern ringsum. Das einzige, das andere vergleichbare Siedlungen nicht besaßen, war eine Wirtschaft. Alte Konolfinger erzählen einem etwa, der «Bären» sei die älteste Wirtschaft des Kantons. Genau so dürfte man es nicht behaupten. Sagt man aber, «eine der ältesten», so ist das schon ziemlich nahe der Wahrheit. Und das hängt nun wiederum mit Konolfingens Funktion als Sitz des Landgerichtes zusammen: an einem Gerichtstag kam man ohne weiteres aus ohne Büro, aber sicher nicht ohne Wirtshaus.

Das Niemandsland

Nachdem wir uns mit der Geschichte von Alt-Konolfingen beschäftigt haben, müssen wir uns nun der Natur zuwenden. Es wurde schon gesagt, die Häuser des Bauerndorfes stünden auf einem Moränenwall. Moränen – das ist Schuttablagerung durch einen Gletscher. Unsere Landschaft ist in ihrem Grobrelief im wesentlichen das Werk des Aaregletschers – sofern man den Namen «Aare» verwenden will für einen Gletscher, dessen Nährgebiet das ganze heutige



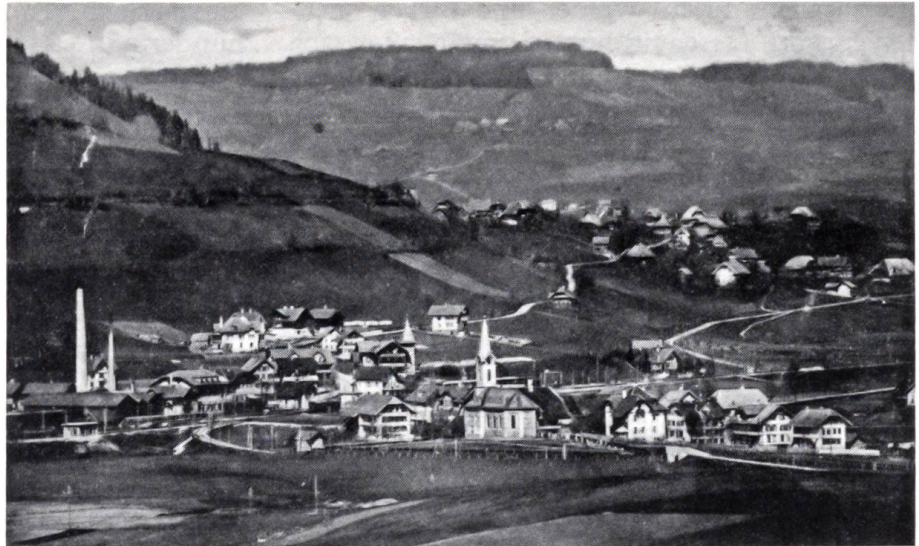
Blick vom alten Hof Lueginbühl in südlicher Richtung (um 1900). Der Hochkamin bezeichnet die Milchsiederei, die seit 1892 besteht. Seit 1899 ist Konolfingen Eisenbahnknotenpunkt; hier kreuzen sich die Bern–Luzern-Bahn und die Burgdorf–Thun-Bahn. Eine eigene Kirche hat man seit 1898; sie steht noch ganz verloren auf freiem Feld. Das Pfarrhaus fehlt noch; es wurde dann 1904 errichtet.
(Photo zur Verfügung gestellt von Dr. Kaspar Bigler, Konolfingen)

Berner Oberland war. In der Gegend des heutigen Bern stiess dieser Gletscher auf den weit mächtigeren «Rhone»-Gletscher, der von Südwesten vorstossend das ganze Mittelland bis an den Fuss des Juras bedeckte. Schon während der Eiszeiten gab es relativ wärmere Perioden mit Schmelzwasser, die sich den Weg nordwärts suchten. Aus diesen Zeiten stammen mehrere der Täler, die sich aus dem Aaretal nord- oder nordostwärts Richtung Emmental bewegen: das Lindental, das Bigental und vor allem unser Kiesental (mit der Verlängerung des Steinental bis Schüpbach) können als

eiszeitliche Abflussrinnen angesprochen werden. Diese Täler waren natürlich auch Jahrtausende lang von Gletschereis erfüllt, mit den entsprechenden Folgen. Der Untergrund wurde ausgehobelt – sehr unregelmässig in der Tiefe –, und auf dem Boden und auf den Flanken wurde Schutt abgelagert, zum Teil in heute noch deutlich erkennbaren Wällen.

Ein solcher Wall ist die ausgesprochene Rippe, auf der Alt-Konolfingen steht. Eine andere Moräne ist der Bärwilhubel, der mit dem Mirchelberg zusammen, auch einer Moräne, bei Zäziwil das Tal fast abriegelt. – Ein nicht hoher, aber wichtiger Moränenwall ist der flache Rücken, der sich von Stalden nordwärts bis an den Fuss der Grünegg zieht – jeder Konolfinger kennt den Kirchbühl. Ein ähnlicher, kaum mehr wahrnehmbarer Moränenwall verbindet Ursellen mit der Leimgruben.

Nach der letzten Eiszeit blieben zwischen den Moränen Tümpel oder kleine Seen zurück. Ein solches Gewässer lag zwischen den vorhin erwähnten Moränen; ungleich grösser muss



Blick von Stalden nach Norden um 1910. Noch liegt freies Gelände vor uns; aber um den Bahnhof ist doch schon ein respektables Dorf entstanden. Die Siederei (links im Bild) besitzt zwei Hochkamäne: die Firma ist im Aufschwung begriffen. Das Türmchen links hinter dem Kirchturm gehört zum Restaurant Bahnhof. Durch die Halde gegen das alte Konolfingen hinauf zieht sich die Landstrasse durch praktisch unverbautes Land.

(Photo vom Dorfmuseum Konolfingen zur Verfügung gestellt)

der See gewesen sein, der sich östlich des Kirchbühls bis in die Gegend von Zäziwil erstreckte. – Mit dem wärmeren Klima siedelten sich Pflanzen an; aus den Seen wurden Moore, in denen sich aus abgestorbenen Pflanzenteilen der braune Torf bildete. Von den umliegenden Hügeln strömten kleinere und grössere Bäche, die mit der Zeit flache Schuttkegel in das Moorland hinaustrugen. Der Pegel des ursprünglichen Sees und des späteren Moores wurde bestimmt durch die Schwelle in der Gegend von Freimettigen; ein Molasseriegel aus solidem Material verhinderte dort das Vertiefen des Bachlaufes und damit des Tales; grösseres Gefälle, wenn auch kein reissendes, erhielt der Bach erst gegen Oberdiessbach hinunter. (Nebenbei bemerkt: die Kiesen bildet heute noch auf dieser Strecke einen der reizvollsten und noch nahezu intaktesten Bachläufe weit und breit!)

Wie sah der Alemanne Kuonolf von seinem Hochsitz aus das weite Tal zu seinen Füssen? – Er sah Sumpf und Moor mit offenen Tümpeln

dazwischen; Erlen, Weiden und Birken suchten Fuss zu fassen; Rinnsale schlängelten sich durch das Ried – kurz und gut, nichts konnte abweisender, ja abschreckender wirken als diese Ebene.

Aus dem Moos wird Land

Wenn man von den Eiszeiten erzählt, kommt es auf einige zehntausend Jahre nicht an. Wenn die Alemannen auf dem Tapet sind, wird es schon exakter; aber auf hundert Jahre mehr oder minder kann man es noch ankommen lassen. Erst in den letzten paar hundert Jahren kann man einigermaßen genau sein, da wird das Geschehen im einzelnen fassbar. Aber dann hat man auch das Gefühl, es geschehe nun in vierhundert Jahren mehr als vorher in zehntausend.

So ist es auch mit unserem Moosland. Als der Mensch einmal sein Augenmerk darauf gerichtet hatte, folgten sich die Ereignisse. Es

gingen nach dem Kuonolf noch mehrere Jahrhunderte ins Land, ohne dass man dem Moos Beachtung geschenkt hätte. Als die Konolfinger knapp wurden an Kulturland, begann man – das gilt für grosse Teile des Emmentals – die Hänge zu bebauen. Bei uns kann man sicher die Höfe von Unter- und Ober-Hötschigen als frühe Stufe der Binnenkolonisation ansehen. – Auf der andern Seite des Moores, bei Niederhünigen, war es dasselbe: man schuf neuen Ackergrund bergaufwärts. Die Flurnamen Stockeren (wo Baumstrünke – Stöcke – ausgegraben wurden oder das neue Ackerland beinträchtigen), Schwand, Schwändlen (wo Wald geschwentet, d.h. zum Schwinden gebracht wurde) und Holz (was dasselbe meint wie Wald) sprechen für sich!

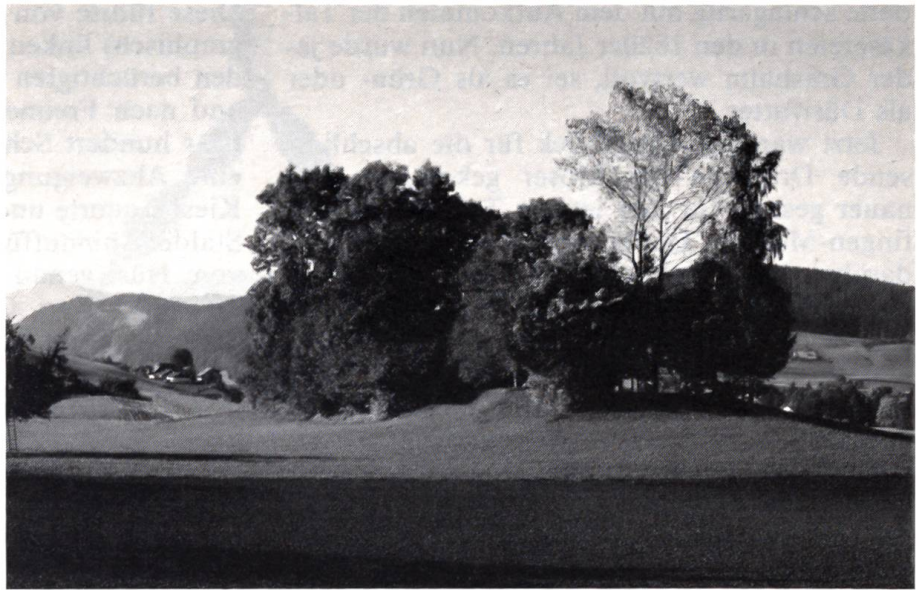
Erst als die Richtung nach oben, was soviel heissen will wie «Richtung Wald», nicht mehr verfolgt werden konnte (weil sich nachgerade der Wald als lebensnotwendig erwies), fing man an, gewissermassen als letzte Möglichkeit, die Möser zu nutzen. Das geschah keineswegs rasch und auch nicht systematisch. Die Bauern der umliegenden Dörfer begannen einfach, bei Bedarf ihr Vieh in das nächstgelegene Stück Moosland zu treiben. Die Urseller hielten sich an das Moos, das auf der Mittagsseite zu ihren Füssen lag. Sie wurden von niemandem behelligt; denn die Staldener fanden ihren Weidegrund in östlicher Richtung im unteren Teil des grösseren Moores. Dieses war so gross, dass die Dorfschaften Niederhünigen und Konolfingen auch noch ihren redlichen Anteil nutzen konnten.

Rechtlich war dieses Niemandland eine All-



Einer der landschaftlich schönsten Punkte trägt den nicht schönen Namen «Galgenhubel». In diesem Wort ist ein historischer Tatbestand festgehalten: hier befand sich die Hinrichtungsstätte des nahe gelegenen Landgerichtes Konolfingen.
(Photo Christian Buri, Konolfingen)

mend, das heisst Allgemeinbesitz der jeweiligen Dorfschaft. Offensichtlich stufte man diese Allmend als nicht wertvoll ein; man kann das aus zwei Umständen schliessen. So fand man es lange Zeit nicht für nötig, die Allmenden dorfweise gegeneinander abzugrenzen. Zum andern schuf man nicht dorfinterne Allmendordnungen, wie es anderswo – bei wertvollem Allmendland – der Brauch war. Beides hatte Folgen: das Fehlen von klaren Grenzen musste mit der Zeit zu Konflikten unter den Dörfern führen. Das war tatsächlich der Fall im 16. Jahrhundert, wo ein spürbarer Bevölkerungsdruck auf die noch vorhandenen Landreserven greifen liess. So bildete das Ursellenmoos anno 1580 das Objekt eines Streites zwischen Stalden, Ursellen und Konolfingen. Wir dürfen annehmen, dass das Ursellenmoos damals schon nicht mehr den Charakter eines unbegehbaren Sumpfes hatte. Dasselbe kann man vom südwestlichen Teil des grossen Konolfingenmooses sagen; wahrscheinlich war hier die Melioration um 1580 schon weiter fortgeschritten als im Ursellenmoos. Ungefähr um diese Zeit verbrannte das Schloss Hünigen, damals der Sitz des Niklaus von Scharnachthal, des Besitzers der Herrschaft Hünigen. Das Schloss stand in der Nähe des Dorfes Niederhünigen; es war als Wasserschloss angelegt. Nun baute man das neue Schloss nicht mehr am alten Standort, sondern dort, wo es heute noch steht: fast am tiefsten Punkt des Moores. Da man bei der Wahl des Standortes nicht nur an den Komfort des Schlossherrn dachte, sondern ebenso sehr an technische Kommoditäten,



Unweit des Dorfes Niederhünigen erhebt sich aus dem schwach geneigten Gelände ein kleiner bewaldeter Hügel. Hier stand vordem der Herrensitz der Herrschaft Hünigen, welche die heutigen Gemeinden Niederhünigen und Freimettigen umfasste. Als gegen Ende des 16. Jahrhunderts die kleine Burg verbrannte, liess man die Ruine veröden und baute das neue Schloss Hünigen an seinem heutigen Standort. (Photo Christian Buri, Konolfingen)

konnte man in unmittelbarer Nähe des Schlosses auch die Säge, die Stampfe und die Schmiede unterbringen; die Mühle war dergestalt an das Schloss angebaut, dass man das Stampfen des Wasserrades in den Schlossräumen hörte und spürte (Rudolf von Tavel beschreibt das Phänomen im «Schtärn vo Buebebärg»).

Das zweite auffällige Moment bei unsern Mösern, nämlich das Fehlen von Allmendordnungen, führte wohl früh zur Aufteilung unter den Bauern der beteiligten Dorfschaften.

So kam das 19. Jahrhundert, wo man plötzlich ganz besonderes Interesse an Land entwickelte, das Viehfutter abwarf. Denn vorher lag das Schwergewicht der Produktion eindeutig auf dem Ackerbau; man hielt Zugtiere des Pferde- und Rindergeschlechts – Milchkühe fast nur zum Hausbedarf. Daher hatte man auf den Höfen regelmässig zuviel Heu, das dann von den halb nomadisierenden Kühern mit ihren Wanderherden aufgeätzt wurde. Das än-

derte schlagartig mit dem Aufkommen der Tal-käsereien in den 1820er Jahren. Nun wurde jeder Grashalm wertvoll, sei es als Grün- oder als Dürrfutter.

Jetzt war der Augenblick für die abschliessende Drainage der Möser gekommen, genauer gesagt: für den letzten Teil des Konolfingen-Mooses. Leider wissen wir sehr wenig darüber, weil das Werk auf privater Basis durchgeführt wurde. Wohl sollte es unter staatlicher Aufsicht geschehen, und deshalb musste eine Gesellschaft (der Grundeigentümer) gebildet und eine staatliche Konzession eingeholt werden. Nach Jahr und Tag (1856) meldete die Regierung im Staatsverwaltungsbericht, das «Unternehmen sei schon vor einigen Jahren vollendet» worden. Man hat das Gefühl, die Grundbesitzer hätten die Melioration so rasch als möglich und bewusst ohne Beihilfe des Staates ausgeführt, um sich nicht dreinreden zu lassen.

Wir dürfen heute feststellen, dass damals vorbildlich gut gearbeitet worden ist – vielleicht gerade deswegen, weil man nicht zuviel gemacht hat. Man hat dem Oberflächenwasser Abfluss verschafft; man hat die Kiesen geradegelegt; aber man hat offenbar den Grundwasserspiegel nur wenig abgesenkt. Die fast unlösbaren Probleme, die man heute im Grossen Moos hat (eben weil der Grundwasserspiegel mehrere Meter gesenkt wurde), kennt man in den Konolfinger Mösern nicht.

Die Kreuzstrasse

Das obenstehende Zitat aus dem Staatsverwaltungsbericht von 1856 kann den Anschein erwecken, die Baudirektion in Bern habe keine Ahnung von der Melioration des Konolfingen-Mooses gehabt. Die Wirklichkeit sah anders aus: 1854 wurde die neue Strasse von Oberdiessbach nach Zäziwil begonnen und 1855 fertiggestellt. Dieser Strassenbau wäre ohne die Melioration gar nicht möglich gewesen!

Natürlich gab es schon vorher eine «Strasse» von Oberdiessbach nach Zäziwil.

Diese führte von Oberdiessbach auf der (orographisch) linken Seite der Kiesen talaufwärts den berüchtigten Haslistutz hinauf zum Hasli und nach Freimettigen. Von dort ging es ein paar hundert Schritte hinunter zum Hüsi, wo eine Abzweigung nach Westen das Tal der Kiesen querte und in einem kurzen Stutz nach Stalden hinaufführte. Unsere Strasse folgte vom Hüsi genau dem Hangfuss entlang nach Niederhünigen, Chalchofen und Gmeis nach Zäziwil. Diese Streckenführung meidet ängstlich das Betreten des Moosgebietes. Das gilt auch für alle andern Wege der Gegend: sie folgen den Hängen oder benutzen die «Schwellen» der eiszeitlichen Moränen. Das ist, man möchte fast sagen gutmittelalterliche Praxis. Steigungen spielten keine Rolle, aber man fürchtete das Feuchte.

Nachdem nun die Möser drainiert waren, konnte man «moderne» Strassen bauen, nach rationalen Grundsätzen im Bau und im Gebrauch. Kostensparend im Bau war die möglichst gerade, weil kürzeste Strecke, rational im Gebrauch die Strasse mit möglichst schwachem oder doch ausgeglichenem Gefälle. Also folgte die neue Strasse von Oberdiessbach weg dem rechten Ufer der Kiesen, gewann die Steigung bis Dessigkofen ohne wilde Stütze, liess dann Stalden links oben liegen und erreichte den tiefsten Punkt zwischen Kirchbühl und Grünegg. Hier traf man sich übrigens mit der alten Burgdorf–Thun-Strasse; man folgte dieser aber nicht, sondern wandte sich stracks nordostwärts durch das ehemalige Moos der begradigten Kiesen zu und dieser folgend nach Zäziwil.

Da schon einige Jahre vorher (1851/52) die Strasse von Münsingen über Tägertschi nach Ursellen erstellt worden war, lag der Bau des Zwischenstückes von Ursellen zur neuen Zäziwilstrasse nahe. Die Arbeit wurde 1855/56 ausgeführt.

Jetzt trafen sich in dem einen Punkt sechs Wege oder Strassen – zu den fünf erwähnten kam noch der bestehende Weg über das nun drainierte Moos nach Niederhünigen. Der Punkt trug keinen Namen; die Ingenieure, welche für die kommende Dufourkarte die



Wirtshausschild vom «Hüsi», Konolfingen

Am Dreiweg, wo sich die alten Wege von Niederhünigen, Stalden und Freimettigen treffen, steht das «Hüsi», die Wirtschaft, die schon zu den Zeiten der Herrschaft Hünigen bestand. Das Wirtshausschild ist eines der originellsten weitherum; es zeigt die Ansichten der beiden Schlösser Hünigen. Unser Bild stellt das alte Schloss dar – zwar wohl kaum so, wie es wirklich gewesen ist, sondern so prächtig, wie es sich der Maler vorgestellt hat.

(Farbphoto Walter Bärtschi, Münsingen)

Aufnahmen machten, bestimmten die Höhe mit 661 m (heute: Landeskarte der Schweiz 658 m). Etwas anderes gab es zu diesem Punkt nicht zu melden; weit und breit stand kein Haus, das namengebend hätte auftreten können. Aber eine Strassenkreuzung, ja ein Treffpunkt von sechs Strassen, konnte nicht unbeachtet bleiben. Es brauchte aber Mut, an den Punkt 661 ein Wirtshaus zu stellen. Das geschah 1861. Nun hatte der Ort wenigstens einen Namen: das «Kreuz».

Die Bahn kommt

Unser schweizerisches Eisenbahnnetz stellt eine der grossen technischen und volkswirtschaftlichen Leistungen des 19. Jahrhunderts dar. Das muss vorausgeschickt werden, wenn man über den Bau einer ganz bestimmten Strecke berichten will: der Linie Bern–Langnau–Luzern. Eine Gesellschaft baute sie unter dem Namen «Ost-West-Bahn». Uns interessiert hier natürlich nur das Geschehen in der allernächsten Nähe.

Die Ingenieure mussten die Idee einer Bahn über Grosshöchstetten fallenlassen; man hätte die Steigungen von Worb oder Zäziwil nach Grosshöchstetten nicht auf rationelle Art überwinden können. Es blieb nur die Linie, die wir heute noch befahren: von Gümligen aus unter peinlicher Vermeidung der alten Dörfer Rüfenacht, Vielbringen, Richigen und Trimstein (man hat das Gefühl, die Bauerndörfer hätten um alles in der Welt die Bahn nicht gewollt) langsam an Höhe gewinnend auf den Boden der «hoch erhabenen» Gemeinde Gysenstein, deren Gebiet das ganze südliche Hürnbergmassiv umfasst. Warum es keine Station Gysenstein gibt, erzählt eine unverbürgte Sage; verbürgt und offenkundig ist, dass die Station knapp auf Tägertschiboden steht und demgemäss Tägertschi heisst, und dass diese Station ausgerechnet in einer Kurve stehen muss: entweder haben hier die Gysensteiner etwas verläppert oder aber die Tägertscher etwas gemischelt!

Aber aus einem Plan geht hervor, dass es ursprünglich eine Station Ursellen hätte geben sollen (also ebenfalls auf Gysensteiner Boden). Die Station kam dann in die Nähe der Kreuzstrasse zu stehen, wo es damals drei Häuser hatte: Das «Kreuz», die Kreuzscheuer und das Loryhaus. Obschon die Station nun auf Boden der Gemeinde Stalden stand, kann man sicher sein, dass da nichts Ungrades vorgefallen ist. Der Baugrund war einfach besser, und die Nähe der Strassenkreuzung war auch ein Vorteil. Nur etwas machte gewisse Schwierigkeiten: wie sollte man die Station benennen? «Kreuz» ging nicht wohl an, eine Station nach einer Wirtschaft zu benennen wäre unerhört gewesen. Vier Ortschaften lagen in der Nähe: Ursellen, Stalden, Niederhünigen und, etwas weiter entfernt und höher gelegen, Konolfingen. Man einigte sich auf «Konolfingen-Stalden»; wahrscheinlich hatten Stalden als Sitzgemeinde und Konolfingen als Name des Amtsbezirkes den Ausschlag gegeben. Das war 1864, bei der Eröffnung der Bahn.

Und nun entstand ganz sachte um den Bahnhof und die Kreuzstrasse ein Dorf. Im Jahr 1892 gelang es dem überaus rührigen Gemeindepräsidenten von Stalden und Schlossherrn von Hünigen, Gustav von May, seine Gemeinde zum Sitz der «Berneralpen Milchgesellschaft» zu machen. In nächster Nähe des Bahnhofes, noch ganz knapp auf Staldener Gemeindeboden, entstanden die Gebäude der Siedi mit dem charakteristischen Hochkamin. Im Jahr darauf richtete die Post eine Ablage im Bahnhof ein; der Vorstand wurde zugleich Posthalter. Die Post, immer etwas korrekter als andere Leute, nannte die neue Poststelle «Stalden-Station» – man hielt sich an die Sitzgemeinde. (Es gab übrigens schon altbestehende Poststellen in Stalden und im alten Konolfingen.) Aber schon wenige Jahre später gab es eine Bahnstation Stalden, als die Burgdorf–Thun-Bahn eröffnet wurde. Nun musste man den Namen Stalden für die Einrichtungen rund um die Kreuzstrasse und den «alten» Bahnhof fahren lassen. Es gab nun die Postablage «Konolfingen-Station» (während die Bahnstation immer noch «Konolfingen-Stal-

den» hiess). Erst ab 1933, als die Gemeinde Stalden zu existieren aufgehört hatte, wurde die Station einfach «Konolfingen» genannt. Für das Postamt gibt es diese Benennung erst seit 1946. Es erhielt später die Postleitzahl 3510 und wurde ein wichtiges postalisches Zentrum.

Mittlerweile wuchs um den Bahnhof allgemach ein Dorf. Fabrik und Bahnhof zogen Gewerbe an; Arbeiter und Angestellte mussten Wohnraum haben. Noch vor der Jahrhundertwende gab es eine eigene Kirche (1898); sie hiess «Stalden», gehörte aber nach wie vor zur Kirchgemeinde Münsingen, die Gysenstein, Konolfingen, Niederhünigen und Stalden als «oberen» Bezirk umfasste; erst 1911 erfolgte die Abtrennung (immer noch unter dem Namen «Stalden»).

Aus einem Dorf wird eine Gemeinde

Für uns ist die Gemeinde eine Einrichtung, auf die wir stolz sind. Da ist die Heimatgemeinde, in der unsere Ahnen viele hundert Jahre gelebt haben, wo unsere Familie geworden ist zu dem Gebilde, als dessen Glied wir uns – meistens mit Genugtuung – fühlen. Da ist aber unsere Wohnsitzgemeinde, meistens ja fernab der Heimatgemeinde, aber uns wichtig und lieb als der Ort unseres Schaffens, vor allem aber als der Ort unserer politischen Tätigkeit. Selbst wenn diese nur bescheiden ist, wenn sie sich mit gelegentlicher Teilnahme an Wahlen und Abstimmungen (und mit häufigem Schimpfen über die Behörden) begnügt, so sind wir uns doch wohl bewusst, dass die Gemeinde überaus wichtig ist.

Wenn man uns fragt: seit wann gibt es unsere Gemeinden?, dann sind wir sofort zur Hand mit der Antwort: seit vielen hundert Jahren! Und das ist eben falsch. Unsere Gemeinden gibt es seit gut 150 Jahren, genau genommen seit dem 1. Januar 1834, als das Gemeindegesetz vom 20. Dezember 1833 in Kraft trat. Gab es vorher wirklich keine Gemeinden? Doch, es gab sie, in einer unerhörten Vielzahl und Vielfalt, aber allen fehlte das entschei-

dende Moment, das unsere heutigen Gemeinden auszeichnet: die politische Zweckbestimmung.

Die alten «Gemeinden» waren Zusammenschlüsse zu irgendeinem Zweck: die Bauern eines Dorfes bildeten eine Gütergemeinde, die Hausväter eines Schulkreises eine Schulgemeinde, die Anstösser an einem Gewässer die Schwellengemeinde. Immer war ein ganz konkreter, besser gesagt materieller Zweck vorhanden; entweder ging es um die gemeinsame Nutzung oder die Verteilung von notwendigen Kosten. Wir kennen diese Einrichtungen heute noch, aber wir sagen ihnen Verein, Gesellschaft, Genossenschaft oder wie immer. Der Gemeindebegriff umfasst heute fast ausschliesslich das politische Gebilde der untersten Stufe.

Im Ancien Régime (wir können die Zeit bis 1831 ruhig auch noch dazuzählen) gab es als unterste politische Einheit die Kirchgemeinde. Aber sie war keineswegs der Ort der politischen Meinungs- oder Willensbildung; sie war ganz einfach das unterste ausführende Organ. Ausgeführt wurden die Befehle von oben...

Bei der Durchführung des Gesetzes von 1833 gab es Schwierigkeiten. Am einfachsten ging es dort, wo kein Burgervermögen vorhanden war; da konnte sich ohne weiteres eine bisherige Kirchgemeinde als Einwohnergemeinde konstituieren – so war es im oberen Emmental der Fall. Anderswo gab es innerhalb einer Kirchgemeinde mehr oder weniger reiche Bürgergemeinden. Dort wurden kleine Einwohnergemeinden geschaffen – nicht anstatt der Bürgergemeinden, sondern daneben, wobei das Vermögen natürlich bei der Bürgergemeinde blieb oder in hartnäckigen Verhandlungen geteilt wurde.

Die grosse Kirchgemeinde Münsingen bestand von alters her aus vier Vierteln: Münsingen, Rubigen, Gysenstein und Tägertschi. Die Viertel waren sehr verschieden in ihrer politischen Vergangenheit, in ihrer internen Zusammensetzung und somit nun auch bei der Bildung der neuen politischen Gemeinden gar nicht konform. Die drei ersten Viertel bildeten

je eine Einwohnergemeinde; aber aus dem Tägertschi-Viertel gab es deren vier: Tägertschi, Stalden, Häutligen und Niederhünigen.

Uns interessieren von den sieben Gemeinden der Pfarrei Münsingen die zwei: Gysenstein und Stalden. – Gysenstein, das namengebende Bauerndorf, ist nur eine von mehreren bäuerlichen Siedlungen (Ursellen, Herolfingen, Konolfingen, Hürnberg, Ballenbühl, Hötschigen, Buchli); neben diesen mehr oder weniger geschlossenen Weilern gibt es noch eine Anzahl Einzelhöfe. Der Gysensteinviertel fühlte sich offenbar als eine Einheit; so wurde in den Zivilstandsbüchern (die der Pfarrer in Münsingen führte) Gysenstein als Heimatort vermerkt.

Dass Gysenstein nun auch den Status einer einzigen Gemeinde erhielt, ist durchaus einleuchtend. – Der Tägertschi-Viertel bildete dagegen keine Einheit. Seine vier Dörfer waren gegeneinander räumlich abgeschlossen. Also gab es vier Einwohnergemeinden – natürlich nur kleine.

Gysenstein und Stalden hatten eine gemeinsame Grenze. Sie lief durch das Ursellenmoos, wobei der grössere Teil des Moores zu Gysenstein gehörte. Aber die March beschrieb nach Norden eine grosse Ausbuchtung; sie umfasste also den ganzen Kirchbühl mit seinem Umgebende. Die Umstände brachten es nun mit sich, dass die Station Konolfingen, der Kreuzplatz, die Siederei und die Kirche auf dem Boden der kleinen Gemeinde Stalden lagen, dass sich aber das neue Dorf unbekümmert um die Ge-



Moderne Flugaufnahme von Süden. Unten links das Dorf Stalden, rechts ein Teil von Freimettigen. Durch die Bildmitte zieht sich dem Hintergrund zu die moderne Siedlung der Strasse und der Bahn entlang bis zum Zentrum mit der Siederei. Der Hang zum alten Konolfingen hinauf ist nun zusammenhängend überbaut.
(Photo Christian Buri, Konolfingen)

meinegrenzen ausdehnte. Also auch auf Gysensteiner Boden.

Schon um die Jahrhundertwende tauchte der Gedanke einer Gemeindezusammenlegung auf. Sie kam erst auf das Neujahr 1933 zustande. Die neue Gemeinde konnte selbstverständlich nicht den Namen einer der beiden Teilhaber tragen. Ganz eindeutig drängte sich nur *ein* Name auf: der Name des kleinen Dorfes auf dem Berge, das bis jetzt keine selbständige Gemeinde gewesen war, wohl aber Amtsbezirk und Landgericht: Konolfingen.

Zusammenfassung

Konolfingen, das grosse regionale Zentrum östlich von Bern, ist eine vollkommene Neu-

schöpfung der letzten 130 Jahre. Anlass dazu gab primär die Entsumpfung von Ursellen- und Konolfingenmoos (abgeschlossen um 1855), worauf die Verlegung des Strassennetzes in die Ebene erfolgte. Das erste Haus an der Strassenkreuzung wurde 1861 erbaut. Die Ost-West-Bahn (Luzern–Bern) mit einem Bahnhof in nächster Nähe der Strassenkreuzung wurde 1864 eröffnet. Mit der Inbetriebnahme der Burgdorf–Thun-Bahn (1899) wurde Konolfingen zum Eisenbahnknotenpunkt. Die Ansiedlung der «Berner Alpen Milchgesellschaft» (1892) liess Fabrikbauten entstehen; das neue Dorf vergrösserte sich durch Wohnhäuser. Eine Kirche mit eigenem Pfarramt entstand 1898, vorerst noch als Filiale der Kirchgemeinde Münsingen, ab 1911 als selbständige Kirchgemeinde «Stalden», in die 1934 der Gysensteinviertel der Kirchgemeinde Münsingen integriert wurde. Neuer Name der Kirchgemeinde ab 1934: Konolfingen. – Katholische Kirche 1967. – Nach dem Zweiten Weltkrieg Ausdehnung des neuen Dorfes nach Süden bis zum alten Bauerndorf Stalden, nach Norden bis zum alten Landgerichtsort Konolfingen. Das neue Dorf, zuerst namenlos, beim «Kreuz» oder «an der Kreuzstrasse» genannt, nimmt mit der Zeit den Namen Konolfingen an; diesen Namen erhält auch die neue Gemeinde, die durch die Fusion der beiden alten Gemeinden Stalden und Gysenstein entstanden ist (1933). Die alte bäuerliche Siedlung auf dem Berg heisst fortan Konolfingen-Dorf.

Hans Schmocker

DIALOG

«Sag mal, Lulu, wie lange bist du eigentlich verlobt gewesen?» – «Das ist nicht so leicht zu beantworten, Edith. Meinst du dieses Mal oder alles in allem?»

ERIKA JEMELIN

Ausflug ins Erwachsensein

Als meine Patin, Mutters Freundin, sich verheiratete, lud sie Mutter und mich zur Hochzeit ein. Ich weiss nicht, was mich am meisten freute; das neue Kleid, die Reise in die ferne Stadt oder gar die schulfreien Tage. Unter den vielen festlich geputzten Menschen kam ich mir wichtig und fast erwachsen vor. Dieses Gefühl verstärkte sich, als mir Franz vorgestellt wurde, ein mit Sorgfalt gekleideter Jüngling, der auf gute Manieren bedacht schien und wenig Ähnlichkeit mit den Buben hatte, mit denen ich bis jetzt herumgetollt war. Er trug einen elegant gebundenen Schlips mit hellen Tupfen. Am meisten jedoch beeindruckte mich sein gerade gezogener Scheitel, der auch nach vielen Tänzen untadelig war. Bisher hatte mir ein solcher Scheitel als Inbegriff der Kleinlichkeit gegolten; in der festlichen Stimmung fand ich Franz ganz nett. Da ich als einziges junges Mädchen an dieser Hochzeit teilnahm, war es nicht verwunderlich, dass Franz und ein anderer junger Mann, ein Verwandter meiner Patin, sich um mich bemühten. Im Nu waren meine Tänze an diese beiden Kavaliere vergeben, die sich unverzüglich an meine Sohlen hefteten und einander argwöhnisch beobachteten. Mir bereitete dies grossen Spass; Evasgefühle begannen sich in mir zu regen. Ich tanzte mit Franz und liess mir seine schmachtenden Blicke gefallen, während Tomy abseits stand und uns nicht aus den Augen liess. Franz erzählte von seinen hochgreifenden Plänen der Zukunft, einer Reise um die Welt nämlich, Tomy seinerseits wollte ihm nicht nachstehen und brachte sein neues Motorrad zur Sprache, während seine Augen zu leuchten begannen. Er hatte es sich aus selbst verdientem Geld gekauft und versuchte, mir das herrliche Gefühl zu beschreiben, wenn man mit dem Wind um die Wette fuhr. Ob ich wohl am nächsten Tag ein wenig Zeit erübrige